



DANIELA DANZ

**NICHTS ERSETZT
DEN BLICK INS GELÄNDE**

ESSAYS

WALLSTEIN

Daniela Danz
Nichts ersetzt den Blick ins Gelände

Daniela Danz
Nichts ersetzt
den Blick ins Gelände

Essays



WALLSTEIN VERLAG

Eigenes

Nichts ersetzt den Blick ins Gelände

Karten – topographische, thematische – ordnen die Welt, lenken unsere Wahrnehmung, geben uns Macht. Sie sind ubiquitär – nur nicht im Kopf dessen, der sich etwas zu eigen macht und deshalb sein Gelände selbst vermessen muss. Der, was verzeichnet ist und von ihm verzeichnet werden soll, neu ordnen muss. Der auf Macht verzichtet, um das blanke Leben zu gewinnen, um nichts zu behalten als das Suchen. Sein Handwerk ist das des Kartographierens und Dekartographierens in eins. Er beschreibt Phänomene, Prozesse, Entwicklungen und verbraucht gleichzeitig die eigenen Karten, indem er ihnen folgend ins Unverzeichnete gerät. Was vermisst er ohne Maß – oder schafft er sich ein Maß nach Maßgabe des zu Vermessenden? Und wie hält er das Vermessene fest im Wissen darum, dass es gerade die Beweglichkeit von Gegenstand, Maß und Wiedergabe ist, um die es beim Schreiben geht?

Als vor zweihundert Jahren Christian Ludwig Gerling und Carl Friedrich Gauß auf Anordnung des Königlichen Ministeriums des Inneren des Königreichs Hannover das Große Dreieck *Hoher Hagen – Brocken – Inselsberg* per Triangulation vermaßen, war dies ein zeitgemäß langsames und mühseliges Unterfangen. Man kommunizierte per Lichtsignal und Theodolit, man kommunizierte per Brief, vor allem aber kommunizierte man häufig aneinander vorbei, was in der Natur der Sache lag und nicht weiter krummgenommen wurde. Während Gauß auf dem Hohen Hagen bei Göttingen Signale senden sollte, hielt Gerling in der Nähe des thüringischen Inselsbergs vergeblich nach diesen

Ausschau. Man war verabredet, auf Tag und Uhrzeit genau, per Brief, der gerne vier Tage vom Sender zum Empfänger unterwegs war. Wenn nun aber etwas dazwischenkam, so brauchte auch diese Nachricht, in der einer dem andern mitteilte, dass deshalb kein Lichtsignal empfangen werden konnte, weil keines gesendet worden war, weil nämlich niemand auf dem Posten war, wiederum vier Tage. Frauen kamen nieder, Collegia mussten zum Broterwerb gehalten werden, Gehilfen wurden zum Exerzieren abkommandiert, Instrumente gingen kaputt – den Widrigkeiten des Geländes und der Witterungsverhältnisse standen die des Lebens in nichts nach.

Die Kartographie und das Leben. Erinnern Sie sich an jene mentalen Landkarten, die Sie im mentalen Alter von etwa sieben Jahren in sich trugen? Was war darauf verzeichnet? Eine dunkle Hausecke, um die man ins Lichte, Weite bog, ein nicht enden wollender schnurgerader Weg durch ein verwünschtes Birkenwäldchen, der, wie Sie später herausfanden, als er schon lange zu einem überflüssigen schmalen Parkplatz umgebaut worden war, schon immer nichts als die nützliche Verbindung von den für die Fabrikarbeiter errichteten Wohnblöcken zur Fabrik war. Dabei war er doch ein Kosmos in sich mit all den kleinen Tieren, die den Weg querten, mit der Angst, die Sie an einer gewissen Stelle empfanden, mit den Wegmarken, die Erschöpfung, Sichdreinfinden und plötzliches Glück markierten. Dabei war das doch der Weg, den alle Welt ging, also zumindest so ziemlich alle Menschen, die Sie kannten. Andere Wege gab es, denn manchmal natürlich erweiterte sich das Gebiet, in dem Sie sich bewegten, aber es wurde nie so genau in Ihrer geistigen Karte verzeichnet wie jenes Gebiet, das sie täglich neu vermaßen.

Hinter dem großen Wald meiner Kindheit, der sich hinter dem Haus bis zum Heiligen Berg und weiter zum Wartberg, auf dem die Wartburg steht, erstreckte und den ich nie bis zum Ende durchwandert habe, war auf meiner kognitiven Landkarte ein anderes Land, »der Westen«. Ebenso nah wie unerreichbar und unwesentlich. Im Grunde kam es auf dasselbe hinaus, ob dort nichts oder der Westen war, in den ohnehin niemand gelangen konnte und der dem Status von metaphysischen Orten wie Himmel (vermittelt durch die Fernsehwerbung) oder Hölle (vermittelt durch die Propaganda) in nichts nachstand. Meine Karte wurde unscharf an den Rändern wie die tatsächlichen Karten meines Heimatlandes, die ganze Dörfer in Grenznähe nicht verzeichneten, jene Grenznähe, in die sich ohne triftigen Grund und Erlaubnis auch nicht reisen ließ. Ich sah, dass Menschen Karten lesen konnten wie ich später Bücher lesen lernte, nämlich zwischen den Zeilen. Sie sahen die Lage des höchsten Berges unseres Bezirks, den ich wohl mit Augen, nicht aber auf der Karte sah, auf der er nicht verzeichnet werden durfte, weil er Sperrgebiet war und deshalb weder betreten, noch dokumentiert, noch in der Öffentlichkeit genannt werden durfte. Die Erwachsenen wussten, wann sie seinen Namen nennen durften. Sie wussten, dass es ihn gab und wo sie ihn in den Karten, in denen er nicht zu finden war, finden konnten. Sie sahen in den Karten noch die alten Karten aus ihrer Kindheit oder der Kindheit ihrer Eltern, auf denen seine Lage und Höhe angegeben war oder sie hatten überhaupt die Gabe, dass das, was sie dreidimensional vor sich sahen mit der kartographischen Darstellung übereinstimmte. Mit meinen inneren Karten stimmten die Landkarten nie überein, diese ähnelten eher den mittelalterlichen Landkarten, den *mappae mundi*, in denen die

Landmarken ihrer Bedeutung nach in der Größe variierten. Dafür gab es auf ihnen die zweite Dimension mit Erhebungen, Baumgruppen und hervorgehobenen Orten. Ich nahm sie nicht wahr, die Verzerrung meiner Karte und obgleich ich ein paar Jahre später schon fähig gewesen wäre, die Tatsache zu verstehen, dass die Karten meines Heimatlandes ebenso wie die aller anderen Warschauer-Pakt-Staaten auf Beschluss von 1965 verzerrt waren, ging es mir nicht in den Kopf, was eine verzerrte Karte bedeutet – als wäre dies ein solches Sakrileg, dass man nicht mal hindenken könnte, geschweige denn Konsequenzen ziehen. Stattdessen irre ich noch mit fünfundvierzig Jahren mit einem Stadtplan durch Teheran und zweifele an mir und an der Auskunft aller, statt einfach die Karte in den Müll zu werfen. Ich halte mich an ihr fest, als wäre sie ein unparteiischer Gegenstand, und stemme mich mit ihr gegen die Desorientierung, von der ich weiß, dass sie umfassend wäre und keineswegs nur das topographische Irregehen zur Folge hätte. Als ich trotz falscher Karte überraschend mein Ziel, das Nationalmuseum, erreiche, an einem Ort stehe, dessen Evidenz nicht von der Hand zu weisen ist, schaffe ich es schließlich, hinzuschauen, hinzuhören, mein Wissen und Dafürhalten einzusetzen und mich freundlichen Menschen anheimzugeben, die mir den weiteren Weg weisen. Und das erste Mal entsteht eine Idee des Raums, den ich vorher mit wachsender Verzweiflung durchirrt habe, in mir. Ich irre nicht mehr, ich gehe auf Wegen, die ein Mensch mir wies. Und mein Kompass verzeichnet mit Zuversicht eine Richtung, in der etwas kommen muss, das dieser Mensch, ob er mich nun verstanden hat oder nicht, meinte, kannte, dessen er gewiss war. So wird mir auch die Straße, die ich nun entlanggehe, zur Gewissheit, während ich sie vorher ignorierte, da sie

nicht verzeichnet war. Wäre ich auf ihr angefahren worden, ich hätte noch im Moment des ersten Schmerzes nicht geglaubt, dass ich auf einer nicht verzeichneten Straße verletzt werden könnte.

Wer bin ich, wenn ich auf Karten schaue? Verdoppele ich mich, um als eine andere auf den Zeichen und Linien einherzugehen?

Ist eine Karte zu lesen wirklich ähnlich dem Lesen eines Buches?

Wie verhalten sich die blinden Flecken meiner Persönlichkeit zu den weißen Flecken nicht kartographierter Stellen?

Warum nicht gleich den Stadtplan einer anderen Stadt benutzen?

Das sind Fragen, die wie ein Zeitvertreib erscheinen, aber zumindest in meinem Fall nicht abgetan werden können, da sie einiges in Bewegung bringen, das als Fundament für anderes diene und das ich deshalb ungern bewegt sehe.

Dass ich damit nicht die Einzige bin, zeigt mir das neuerdings wiederbelebte Feld der Psychogeographie, die, 1956 von Guy Debord erstmals so genannt, den Einfluss des architektonischen oder des geographischen Umfelds auf Wahrnehmung, psychisches Erleben und Verhalten untersucht. Sie entstand aus den Ideen der *Situationistischen Internationale*, einer 1957 gegründeten Gruppe linker Künstler und Intellektueller in verschiedenen europäischen Ländern, die sich 1972 wieder auflöste, aber für viele künstlerische und wissenschaftliche Bewegungen der folgenden Jahre und Jahrzehnte, unter anderem die 68er-Bewegung, maßgeblich war. Sie hatte es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, durch ästhetische Konzepte die Gesellschaft zu revolutionieren, um letzten Endes das gesamte Leben kunstförmig werden zu lassen. Auch die Wissenschaft